

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Mittwoch, den 4. Februar.

1925.

### Strandgut.

(1. Fortsetzung.)

Eine Halliganovelle von Georg Julius Peterien.

(Nachdruck verboten.)

„Na, wie geht's Ihnen?“

Ein sonderbares Empfinden durchströmte mich beim Anblick dieses freundlichen Gesichts.

„Gut“, erwiderte ich nur.

„Das war eine böse Fahrt“, sagte die Frau. „Aber nun ist wohl alles überstanden. Die zwei Tage und Nächte haben Sie kuriert; Sie haben sich gesund geschlafen.“ Ich hatte wohl nicht recht gehört.

„Zwei Tage . . .“

Das ernste Gesicht verzog sich zu einem Lächeln.

„Ja, so lange liegen Sie schon hier; mein Mann und ich hatten wenig Hoffnung; Sie hatten starkes Fieber. — Aber nun muß ich wohl nach Ihrem Verband sehen.“

Da erst entdeckte ich, daß ich an der oberen Stirn einen Leinenverband trug; er schlang sich um den Hinterkopf und wurde so festgehalten. Als ich den Samariterdienst über mich hatte ergehen lassen, stellte ich Fragen. Ich erfuhr dann, was mit mir geschehen war. Der Rutter war auf eine vor Wochenfrist angetriebene, von einem gestrandeten Zweimaster herrührende große Schiffsplanke geraten, war augenblicklich led geworden, dann umgeschlagen und hatte uns beide . . .

Geertz! — was war aus ihm geworden . . .!

Eine kühle Hand legte sich beruhigend auf meine Stirn.

Da stellte ich die Frage, die mir auf der Seele brannte.

„Der Steuermann? . . . Er ist am Strand und bessert mit meinem Mann sein Boot aus.“ — —

Am nächsten Tage schon konnte ich mein Bett verlassen. Auf Anraten der Frau blieb ich indes in der Stube. Ich saß am Fenster und betrachtete durch die blanken Scheiben mit den blütenweißen Gardinen die See, die wie ein gefähtigtes Raubtier unmerklich atmete. Einmal kam Geertz in mein Sehfeld. Er ging unten am Strand und trug Handwerkszeug im Arm. Kurze Zeit darauf kam die Werft herauf ein Mann in mittleren Jahren, trotz der vorgerückten Jahreszeit in Hemdsärmeln und ohne Kopfbedeckung. Als er mich am Fenster sitzen sah, stutzte er, dann aber ging ein larges Lächeln über sein Gesicht. Bald darauf kam er zur Tür herein.

Mit jener Treuherzigkeit, die ich in diesen Insulanern nicht anders kannte, reichte er mir die Hand und sagte guten Tag. Mit diesem gegenseitigen Gruß war die Unterhaltung aber auch fürs erste erschöpft. Auch das war mir nicht fremd. Von der Hausfrau wußte ich bereits, daß wir das Ziel unserer Abenteuerreise erreicht hatten, und auf dieser Hallig lebten, die Kinder mitgerechnet, achtzehn Menschen; kein Wunder demnach, daß die Redseligkeit hier nicht zu Hause war.

Zum Glück erschien die Frau, mit der sich schon eher ein Wort sprechen ließ. Sie hielt einige Teller in ihren Händen; binnen kurzem stand ein annehmbares Frühstück auf dem Tisch: duftendes Schwarzbrot, Butter — aus Schafsmilch — Eier und Schinken; aus einer großen bauchigen Kanne drang ein feiner Teegeruch zu mir herüber.

„So, nun essen Sie man erst mal.“

Es fügte sich dann, daß ich mit dem Manne in ein Gespräch kam. Bei einer schicklichen Gelegenheit sprach ich auch ihm meinen Dank aus.

„Hat nichts zu sagen“, lautete seine Antwort; das war alles.

Ich fragte ihn dann nach Geertz.

„Na, er hat die Havarie leichter überstanden“, sagte der Halligbewohner. „Sie haben überhaupt beide Glück gehabt“, setzte er ernst hinzu. „Es war ein böser Sturm, das Wasser kam bis auf fünf Fuß ans Haus ran.“

Seine Frau, die neben dem Ofen mit den holländischen Kacheln stand, nickte.

„Ja, seit sechs Jahren haben wir keinen solchen Sturm gehabt“, sagte sie. „Damals ertranken uns acht Schafe.“

„Und diesmal?“ unterbrach ich sie gespannt.

„Nicht eins.“

Diese Mitteilung weckte ein Gefühl der Freude in mir.

„Ja, es ist gut gegangen“, bemerkte der Mann, „aber böse Löcher im Vorland, böse Löcher . . . Der Steuermann (er meinte Geertz) und ich haben sie schon notdürftig wieder ausgebessert, aber für die Dauer ist das nichts, da muß die Regierung was für uns tun.“ Er wurde redseliger, der Schweigsame. „Aber Strandgut die schwere Menge“, schloß er.

„Ich hörte schon, es ist lehtthin ein Schiff untergegangen“, sagte ich mit einem Unbehagen.

„Das war vorige Woche, als wir auch Sturmflut hatten“, entgegnete der Insulaner fast lebhaft. „Diesmal ist es schlimmer gewesen; der Steuermann hat es schon rauskriegt, daß Teile von drei Schiffen angeschwemmt sind.“

Ich hatte mit einem Male kein Auge mehr für die lederen Sachen auf dem Tisch. Die See — wieviele hatte sie diesmal verschlungen? . . .

„Die große Planke, die seit einer Woche da unten liegt, ist Ihr Retter geworden“, fiel es in meine Gedanken. „Meine Frau sagte: Da treiben Menschen, und ich sah es auch. Der Steuermann hielt Sie fest, sonst wären Sie doch wohl noch umgekommen. Als wir Sie dann endlich im Trocknen hatten, gab ich nicht viel für Ihr Leben.“

Strandgut! — In gewissem Sinne waren Geertz und ich auch Strandgut gewesen. Ich hatte den Mitteilungen des Halligbewohners nichts entgegenzusetzen, und damit schloß unser Gespräch von selbst ein. —

Nach zwei Stunden kam Geertz die Werft herauf; mir klopfte das Herz. Als er, von unserem Wirt begleitet, die niedrige Stube betrat, mußte ich wahrnehmen, daß ich für ihn nicht vorhanden war. Er sah mich gar nicht, sondern setzte sich so, daß ich seinen breiten Rücken vor mir hatte; da wußte ich genug.

Die Eheleute verhinderten mit angeborenem Takt jeden Zusammenstoß zwischen uns beiden. Sie sprachen mit Geertz und sie sprachen mit mir, aber nie über den gleichen Gegenstand.

Da trippelten zwei kleine Mädchen zur Thür herein, eins von elf und eins von neun Jahren. Sie hatten, genau wie ihresgleichen auf dem Festlande, Ränzel auf dem Rücken, denn sie kamen aus der Schule. Aus einer Schule, die — ich konnte sie weiter drüben liegen sehen — acht Kindern beiderlei Geschlechts das notdürftigste Wissen vermittelte. Wohlerzogen, aber sehr zurückhaltend, gaben sie den Fremden die Hand. —

Als Geerz wieder an den Strand gegangen war, fragte ich die Frau, ob sie wisse, wie weit die Ausbesserungsarbeiten an dem Rutter vorgeritten seien; die Antwort lautete befriedigend.

„Dann werden wir bald wieder abreisen können“, sagte ich.

Der Steuermann rechnet mit übermorgen. —

Ich fühlte mit angegriffen, körperlich und seelisch, und suchte in den Nachmittagsstunden mein Kklovenlager auf; als ich erwachte, war es heller Tag.

Es war ein Oktobermorgen, wie er strahlender nicht gedacht werden kann. Als ich, nach einem reichlichen Morgenimbiss, vor dem Hallighause stand, erfüllte mich der Glanz des Tages wie ein hohes Glück. Ein Himmel, an dem nicht das kleinste Wölkchen die durchsichtige Bläue besetzte; er spannte sich wie eine ungeheure Kuppel über der Wasserfläche, auf der verloren dies Eiland lag. Nur ganz in der Ferne, da, wo Himmel und Wasser sich zu vereinen schienen, wurden die Farben verwischt, die Umrisse unklar; das Meer trug Silberstaub. Die Wellen, die tänzelnd der Hallig zustrebten, verrieten nichts von dem Grauen, das der entsefelte Wind ihnen einzuslösen vermochte.

Im Schlendertempo, ganz meinen Daseinsgefühlen hingegeben, schritt ich die Werst hinab. Ein paar Schafe, die hingebungsvoll das salzige Gras, das ihnen hier wuchs, rupften, nahmen eilends Reißaus, sahen mich aus der Entfernung dumm an, unterhielten sich kurz in ihrer Sprache und nahmen die unterbrochene Beschäftigung wieder auf.

(Schluß folgt.)

## Windsbraut,

Von Johannes Schlaf.  
Erstes Frühjahr.

Das erste Frühjahr nach Neujahr, so um Drei-Königtage herum, war trüb und stürmisch. Immer Sturm, so ein lauteuchter Sturm. Rein Schnee, kaum gab's über Nacht mal einen gelinden Frost. Eine so abnorme Witterung: ganz wie Vorfrühling schon. In den Gärten hier und da neben den Christtölen Schneeglöckchen und Stiefmütterchen. Es ist wirklich, als bereite sich für unsere Breiten eine völlige Änderung vor.

Der Sturm saust über das düstere Brachland, der Himmel wirr durcheinander, unter weitausschiebenden, weißen Windbäumen hin, wild in schwarzarauer, lachs-farbene, blaue, weißliche Klumpen und Felsen zerrissen, die vom West dahertagen. Manchmal ein Regenschauer.

Gegen das Ungetüm schreit' ich einen Feldhügel hinan. Da oben ist ein Acker mit einem alten Dornbusch, der voll roter Dagebutten steht. Dort las ich mich nieder, übers Gelände hinzuschauen.

Mit schwarzlich braunen und violetten Tönungen herrschen die Breiten, schwer in ihrer Ruhe. Die mächtig vom Flug aufgewühlten Ackerstüde, fahle Feldwege, zwischen-durch grüne Winterhaattreden, Schwarz durcheinander-wimmelnde Krähenwärme drüberhin, mit lautem, hundertstimmigem Gefräch, als wären sie von irgend etwas erreat, taumeln mit schwer ringendem Flug durch die tausenden Lüfte.

Der Sturm weint.

Während man so dahinschreitet, gibt der Sturm bloß ein eintöniges Getöse, höchstens hat man solch ein taubes Knattern an den Ohren hin, als würde mit großer Kraft Leinwand in Feden gerissen. Aber hier, wo ich dich neben dem alten Dornbusch sitze, weint, weint er: ein lautes, heulendes Weinen.

Kein Zweifel: täuschend wie eine menschliche Stimme. So täuschend deutlich, daß es in der Einsamkeit hier oben fast was Erdrückendes hat und man doch, mit so etwas wie einer unwillkürlichen, nachdenklichen Unruhe gebannt lauschen muß.

Die Laute bedingen sich ja dadurch, daß der straff gleichmäßig dahertreibende Sturmmodem hier von dem mächtigen Dornbusch aufgehalten wird, sich in ihm verfangt. Doch wie kommt es, daß sie so gar nichts Mechanisches mehr haben, so erschreckend leidenschaftlich menschlich artikuliert, besetzt, ja besetzt sind?

Wie seltsam, zu denken, daß ein plötzlich in den Weg

sich stellender Widerstand dem machtloßen, unsichtbaren Element da ein Weinen, ein ungeduldiges Weinen abnötigt! Oder daß es plötzlich etwas gerunden hat, dem es sich mit irgend einem Leid mitteilt? Denn so empfindet man's. Und es ist närrisch, macht einen bis zu einem gewissen Grade unruhig, erreat einen unwillkürlich mit einer unbestimmten nachdenklichen Anteilnahme.

Ist ein leidenschaftliches, menschliches Weinen aber nicht gleichfalls auf eine innere seelische Störung, Hemmung, einen gegenstehenden Widerstand zurückzuführen? Eine für gewöhnlich in ihrer Richtung gleichmäßige seelische Regung oder Bestimmtheit erfährt einen Widerstand, eine Hemmung, Störung und erreat sich, bricht, artikuliert sich zu leidenschaftlichem, unter Umständen genau so heulendem Weinen.

Welch eine Tiefe von Gemeinsamkeit und Einheit tut sich auf! Denn weiß man so über jeden Zweifel genau, woher der Sturm kommt, und wohin er geht, was er ist, aus welcher letzten Tiefe seine lebendige Kraft dahertreibt?

Offenbart er sich aber so, d. h. am Widerstand, als immer weinend, als in seinem Grunde, d. h. in jener Tiefe, aus der er dahertreibt, immer solchermassen gestimmt; oder weint er bloß, wie ein Mensch, weil irgend einem Streben, einer Absicht in ihm Widerstand wird, er sich gebemmt findet, da, wo er's eilig, eilig hat, irgendwohin zu gelangen und etwas zu vollbringen?

Nein, nein; das zu denken ist gar nicht so närrisch, wie sich's ausnimmt!

Warum weint es?

Ist's die Windsbraut, von der das Märchen und die alte Ruthe wissen, oder ist's ein anderer Geist? Weint sie, er, eine ewige Unrast aus, oder ist's wirklich eine große, herrliche, tätige Kraft, in der sie sich gebemmt sehen? Warum weint es?

Es kann auffallen, daß wir eigentlich schon seit Jahren anhaltend stürmisches Wetter mit Neigung zu häufigen und starken Niederschlägen haben, gleichlaufend mit vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben, die sich über alle hierfür nur irgend in Betracht kommenden Breiten der Erdkruste verteilen. Erleidet die Erdkruste eine abnorme Schütterung, handelt sich's um eine kritische Periode der beständigen Zusammensiehung, in der sie steht? Schwingt das in die Bereiche der Atmosphäre hinein und verleiht deren elektromagnetischen Kräfte in bestig gelockerte Schwingung, daß beständig Sturm sich erreat, Feuchtigkeit sich zusammensieht und mit Niederschlägen entladet? Das wäre denkbar.

Und zu all dieser physikalischen Unruhe in Erdboden und Lüften die ungeheuren Entladungen, Ausgleichungen, Unruhen der Völker, der menschlichen Gemeinwesen, Weltkriege und alles, was auf ihn gefolgt ist.

Von Westen und Nordwesten, beständig, saust's daher; vom alten Pol, vom raub einsamen Island über England her; von Orkanen, gewaltigen Wasserläufen, Erdstößen, Überschwemmungen melden die Zeitungen, und von immer erneuten Erdbeben.

Was ist's? Wo saust's her? Wie steht Wirkung zu Ursache? Wirft physikalischer Aufruhr der Elemente menschlich-seelischen, geistigen; oder wirkt sich beides aus einer Wurzel und Grundtiefe hervor aus, wo es sich verknüpft in ein und der gleichen mystisch lebendigen Einheit; von dort her, wo alles ein und die gleiche, sich nur in sich durch sich selbst bedingende und äubernde Lebenseinheit ist? Tut's in jener Tiefe den neuen, großen, entscheidenden Rud vorwärts und hinauf?

Du vernimmst den Sturm und sein Sausen wohl, doch du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er geht.

Wie eigen bannt mich die große, so seltsam menschlich lebendige Stimme da neben mir, diese Verwandtschaft zwischen Naturkraft und Mensch!

Wer hält stand?

Die dämonische Gewalt der Naturmächte! Der Vollzug in der ersten, besten chemischen Retorie kann dich darüber belehren, daß sich die Elemente mit Starr tot mechanischer Gegenwirkung zueinander verhalten. D. h. sobald und in dem Maße als eines nur weicht und nachgibt, schießt auch schon das andere hinzu und nimmt sich Raum. Von hier aus geurteilt, war's wohl schon denkbar, daß eine ungeheure Katastrophe den ganzen Erdball zertrümmern könnte.

Doch wie sehr die dämonischen Mächte auch rasen mögen und jeweilig sich gegeneinander entladen haben: das ist noch nie geschehen.

Frage die weinende Windsbrautstimme hier neben dir; sie wird dir antworten: Wenn ich über den Widerstand, der mich hier hemmt, hinaus bin, wein' ich nicht mehr, sondern sause mit gleichmäßigem Odem die mir gemäße Bahn dahin. Genau so lehrt sich dem Menschen und somit jedem Lebewesen, unter Außerung fast der völlig gleichen Laute, nach überwundener Hemmung Leid in Freude.

Wieder diese mystische Verwandtschaft zwischen Naturmacht und Mensch. Und doch ist man genötigt zu urteilen, daß Mensch und jedes sonstige Lebewesen vor ihr jenes nur sich selbst gleiche, mit nichts sonst zu vergleichende und aus nichts zu erklärende Etwas voraus hat, das wir Leben heißen, Leben. Aber verknüpft sich der Mensch, das unmitttelbar Lebendige, nicht mit den gleichen chemischen Bestandteilen und Vor-mengen seines Leibes ganz der Umgebung, den Mächten dessen, was wir die anorganische Natur nennen? Es kann keine wirkliche Trennung zwischen dem Lebendigen und der Natur bestehen; sie sind eins, das da draußen um dich herum und an und in dir selbst Wal-

tende kann nichts als eine Reflexbewegung sein, welche ein und die gleiche große, nur sich selbst gleiche Lebenseinheit in sich selbst hat. Mag dieser Reflex mit göttlicher oder dämonischer Übergewalt — der gegenüber sich der unmittelbar lebende Mensch so klein vorkommt — ihn bedrängen und auf ihn einstürmen, wie auch immer, gar ihn „vernichten“: die Tiefe des einheitlichen Lebens bleibt die gleiche, bleibt sich selbst unverlierbar; du, in welchem sie sich so unmittelbar lebt und verknüpft, bist, ein Lebendiger, in all dem unverloren.

### Das Bäuerlein.

Unten vor mir seh' ich, durch nichts beirrbar, ein wankelndes Gottvertrauen, eine Sicherheit in sich selbst, ob sie's gleich vielleicht selber nicht wüßte, oder ein Wesen davon machte: Mitten im laulenden Sturm auf einer großen Ackerfläche, einsam in aller düsteren Feldweite, die Gestalt eines Bäuerleins. Gegen das Schollendunkel beben sich, über die Fläche in Abständen verteilt, kleine gelbbraune Düngerhaufen ab, die der Bauer mit der Forke auseinandersetzt, um den Dünger über das Erdreich hin auszuwerfen.

Es ist lehrreich und hat etwas Beruhigendes, ihm dabei zuzuschauen.

Eine kleine, hagere, aber lebnisse Gestalt mit rauhen, harten Arbeitshänden. Die gehalten ruhig-sicheren Bewegungen, unter denen er den Dünger auf die Forke wieht und auswirft, der Sturm muß ihm noch helfen, ihn auszusetzen! Wie er in seinen groben Stiefeln, an die sich das Erdreich anklumpt, schwerfällig langsam aber zwecklicher von Haufen zu Haufen schreitet und seine Arbeit verrichtet!

Mögen die Elemente und ihr Drohen ihre durch nichts zu beirrende Richtung haben; nach nicht minder unbeirrbarer Gesetzmäßigkeit regt sich das Leben, besteht und wirkt sich aus. Doch sieh es, sieh ihn, den gelassenen Walter der Reime und des Reimes, der ewigen Erkennung aus der ewigen, immergleichen Einheit hervor!

Gibt solch ein stiller, schlächter Blick nicht die Kraft, alles zu ertragen und zu erhoffen?

## Das Duell.

Von Peter Nov.

Es bleibt doch sehr die Frage, ob die Frauen es wert sind, daß sich die besten Freunde ibretwegen entzweien, ja zu Todfeinden werden. Ich sprach zu meinem Freunde Max Brager nur von „entzweien“. Der liebliche Titel „Todfeind“ stammt von ihm.

Also da war die blonde Elisabeth, jung, modern und sehr musikalisch. Und da waren ihre beiden geliebten Verehrer. Max und ich. Heute wurde ich eingeladen und die blonde Elisabeth begleitete mich zur Violine. Morgen kam Max zum Tee und blies Flöte.

Wie kann einer schon Flöte blasen!

Wochenlang, monatelang. Das sollte ein anderer ertragen. Alte Freundschaft hält inniger als Kitt, nur eine Frau darf nicht dazwischen geraten.

Hätte Elisabeth erklärt, daß sie den Flötenblasenden Max mehr liebt als mich, gut. Ich wäre zurückgetreten. Hätte sie sich für mich entschieden? . . . Ich hätte Max nicht so viel Seelenstärke zugetraut. Aber heute, „mein lieber Herr Nov“, und ein Engelsächeln dazu, und morgen, „mein lieber Herr Brager“ . . .

Wenn ich nicht gar zu sehr verlobt gewesen wäre, ich hätte schon noch einen Ausweg gewußt. Ich hätte die blonde Elisabeth sein lassen und mir eine andere gesucht. Ich hätte nicht mal suchen brauchen, denn in der Rosenkonditorei war ein kleines, reizendes Mädchen (noch viel hübscher als Elisabeth) und wenn das mich anlachte . . . Selbst Max, der dort auch täglich seinen Kaffee trinkt, hat zugegeben, daß es kaum ein Wesen gibt . . . Und Max hat Geschmach, Max hat sogar ausgezeichneten Geschmach. Das Konditoreiweib hieß Dora. Ich muß das erwähnen, denn eines Nachmittags sah ich ernsthaft mit mir selbst zu Räte und erwog bedacht-sam, ob Dora oder Elisabeth?

Also doch Elisabeth.

In diesem Augenblick trat Max bei mir ein und machte ein so feierliches ernstes Gesicht, als wolle er den Chef seiner Firma zur letzten Ruhe beileiten.

„Ohne alle Umschweife, lieber Peter, bist du heute zu Elisabeth eingeladen?“

„Ja.“

„Gut. Dann werde ich dich begleiten. Laß die Bioline zu Hause. Heute geht es um mehr.“

„Was soll das heißen?“

„Wenn du nicht freiwillig verzichtest?“

„Auf wen?“

„Auf Elisabeth.“

„Wieso? Weshalb?“

„Du weißt doch, was ich meine.“

„Gewiß.“

„Du liebst sie?“

„Du ja auch. Aber unsere Freundschaft . . .“

„Wir können keine Freunde mehr sein.“

„Hallo!“

„Einer von uns beiden ist hier zu viel.“

„Hier?“

„Laß das Scherzen! Ich schlage dir ein Duell vor.“

„Versäße.“

„Verstehst du. Ein amerikanisches, Peter. Wir können auch knobeln um Elisabeth.“

„Ich müßte sie wenig lieben, wenn ich sie ausknobeln wollte.“

„Wie du willst. Dann schießen wir uns.“

„Ist das nicht gefährlich, lieber Max? Es gibt vielleicht noch einen anderen Ausweg?“

„Der wäre?“

„Elisabeth könnte ja selbst entscheiden, wen von uns beiden sie lieber hat.“

„Zweifeln du?“

„Nein. Mich liebt sie. Mich allein.“

„Das gleiche möchte ich von mir auch behaupten. Aber bei unserer Freundschaft . . . Nichts ist erträglicher, als wenn sich zwei Freunde gegenseitig in die Quere kommen. Gut, Elisabeth soll entscheiden. Ihr werdet heute nicht musizieren. Ich begleite dich und wir fragen sie einfach.“

„Wollen wir Brad und Bolinder anziehen?“

„Du bist frivol. Ich hoffe, die Angelegenheit wird sich rasch erledigen lassen.“

„Das hoffe ich allerdings auch.“

Schweialam gingen wir zusammen los. Ich machte mir über den guten Max meine besonderen Gedanken. Wante er etwa eine Falle? Wenn nun einmal entschieden sein sollte, weshalb nicht morgen, wo er bei Elisabeth Flöte blies? Aber dieser Egoist wollte sicher seinen Nachmittag nicht einbüßen. Meinen mußte er stören. Wenn Elisabeth mich nun fragte, wo haben Sie denn ihre Geige, mein lieber Herr Nov, dann würde der liebe Herr Brager die Flöte aus der Bruttasche ziehen, und ich war der Blamierte. Keinem Freunde soll man vertrauen.

Elisabeth, die Blonde, hob nur interessiert die schönen Augenbrauen, lächelte wie immer und holte eine dritte Tasse für den Tee. Und wir saßen und schwiegen. In der Ketsbüchse waren Matronen und Russisch-Brot. Was Matronen sind, weiß jeder. Russisch-Brot ist jenes liebliche Gebäck, das aus lauter knusperig-delikataten Buchstaben besteht.

Wir kommen zum Kern der Geschichte.

„Fräulein Elisabeth“, sagte mein Freund Max mit Grabestimme, „wir sind heute beide gekommen, nicht um zu musizieren, sondern um eine Schicksalsfrage an Sie zu richten.“

„In mich?“

„Ja.“

„Oh!“

„Sie sollen, müssen sich endlich entscheiden, wen von uns beiden Sie lieber haben, Peter oder mich?“

„Mus das sein?“

„Wenn Sie nicht überhaupt einen dritten . . .“

Die blonde Elisabeth lächelte scharmant, nickte uns beiden zu. „Lassen Sie mir etwas Zeit, eine halbe Stunde!“

Das war wirklich nicht zu viel verlangt.

Wir tranken Tee und plauderten, das heißt Max, dieser Schurke, redete, redete. Was sage ich; reden. Er schwatze den bimmlichstesten Unsinn, nur um sich ins hellste Licht zu rücken. Das sind mir Freunde!

Und Elisabeth überlegte, Redesut gegen Schweigsamkeit. Die Schweigsamen sind die tiefer veranlagten Menschen, tröstete ich mich selbst. Max schwatze weiter.

Diese schöne zarte Elisabeth griff in die Ketsbüchse (ich beobachtete sie genau), spielerisch, als wenn sie etwas suchte. Und dann hatte sie zwei Buchstaben in der schlanken Hand. Zwei Buchstaben. Wir stotzte das Herz, Ein Glück, daß Max in seiner Schwabhaftigkeit auf nichts achtete. Elisabeth legte zwei Buchstaben vor sich auf das weiße Tisch Tuch. Wahrhaftig, es war ein B und ein M. Ein B, und ein M. Das hieß Peter, das hieß Nov. Peter Nov. Wie klug, wie wundervoll klug diese Frau doch war.

Und dann lächelte sie mich an.

Etwa so: „Verstehst du, mein lieber Peter?“

Ich habe gestrahlt. Ich strahlte, während Max schwatze wie ein altes Kalchweib. Wenn der Kerl doch Augen gehabt hätte! Wenn dieser Mensch, der sich mein bester Freund nannte, nur einen Hauch Feinsinn gefunden gehabt hätte. Er mußte aufstehen, sich liebenswürdig verabschieden, und wenn auch sein Herz blutete, wie es so schön heißt! Er mußte . . .

Jetzt war auch Max aufmerksam geworden. Sah das Russisch-Brot. Ich die Buchstaben. Ich erhob mit taktvoll und trat zum Fenster. Meine Schlacht war gewonnen. Ich wollte dem Feinde nur noch eine goldene Brücke bauen. Als ich mich umblühte, verwundert über seine Ausdauer, strahlte er. Er mußte doch verstanden haben! Und ob? Auf dem weißen Tisch Tuch lagen immer noch die beiden Buchstaben, ein B und . . . nein . . . nein . . . nein . . . ein M und ein B, ein M und ein B, das hieß Max und das hieß Brager.

Ich bekam von Max einen Blick, etwa so: „Verstehst du denn noch nicht? Hast du denn keinen Hauch von Feinsinn?“

Elisabeth bekam rote Wangen, als ich unerwartet rasch wieder am Tisch stand, dann lächelte sie und ab grastös die beiden Buchstaben auf. Ich weiß nicht genau, welchen zuerst. Dol der Rudud die Frauen! Ich entschuldiate mich. Ich wollte den Kampfplatz räumen.

„Ich komme mit“, sagte Max.

Vor der Haustür verließ er mich ohne jeden Gruß. Er konnte doch zufrieden sein.

Was blieb mir noch? Trost. Und vor meinen Augen tauchte das Bild Doras auf. Aus der Rosenkonditorei. Alles Leid würde sich in neuer, jünger Liebe vergessen lassen.

Wen finde ich in der Rosenkonditorei neben Dora? Meinen Freund Max.

„Bist du schon wieder da?“ fragt mich der unverschämte Kerl. Und das will nun mein Freund sein!

## Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unzer.\*)

Mit dem Ferienaufenthalt der jungen Leute im Elternhaus hört natürlich der Briefwechsel auf und damit verfiel vorübergehend unsere Quelle; leider geschieht dies wieder in einem besonders wichtigen Zeitraum, aus dem selbst kurze Mitteilungen, wie sie der Vater Bielius an die Söhne zu schicken pflegte, von Bedeutung für die Beurteilung der politischen und militärischen Ereignisse gewesen wären.

Am 6. Oktober 1813 kehrten Louis und August Bielius nach Idstein zurück, und damit trat wieder Ruhe im Nonnenhof ein, was den Bewohnern zunächst ganz ungewohnt vorkam. Natürlich wird in der Ferienzeit ein reges Ein- und Ausgehen im Hause Bielius geherrscht haben, denn auch die übrigen Schulkameraden waren ja wohl alle ins Elternhaus zurückgeführt; ganz gewiß hat aber die politische Spannung jener Herbsttage mehr, als es in ruhigen Zeiten der Fall war, zum Zusammenkommen und zu wechselseitiger Ausdrucksanregung. Man konnte zwischen den Zeilen der väterlichen Briefe nach Idstein vor und nach den Ferien vielleicht sogar einen gewissen Gegensatz herauslesen zwischen den Anschauungen des Vaters, der als einer der höchsten Beamten des Herzogtums die Politik desselben vertreten muß und das mit peinlicher Genauigkeit tut, und der Stimmung der in Idstein auf der Schulbank sitzenden jüngeren Generation, die mit Eifer die Nachrichten aufnimmt und weiterjagt, welche Erfolge der „Großen Koalition“ zu vermeiden wissen. Und beim persönlichen Zusammensein bei Tisch und bei der abendlichen Blaudeckstunde wird wohl manchmal die Korrektheit des alten Herrn mit der hoffnungstreudigen patriotischen Gesinnung der Söhne zusammengestoßen sein. Wie wir den Vater aus den Briefen kennen, ist er nicht der Mann gewesen, der etwa die väterliche Autorität benützend, einer abweichenden Meinung der Söhne Schweigen geboten hätte. — Ja, wir dürfen sogar annehmen, daß er im engeren Kreise aus seiner innersten Personenseinung kein Hehl gemacht hat, die der Öffentlichkeit zu verbergen allerdings das Interesse des Dienstes gebot. So klingt es wie mißbilligende Kritik, wenn er am 12. Oktober schreibt: „Herr Major v. Hagen\*\*“) ist nun auch aus Spanien zurück gekommen, wahrheitslieblich unter dem Vorwand, seine Gesundheit wieder herzustellen, obgleich diese eben so gut als vorher zu sein scheint.“ Das „auch“ bezieht sich offenbar auf Theodor Thilemann, von dem wir schon gehört haben, vielleicht auch auf andere, von denen wir noch hören werden.

Somit war es in der 2. Oktoberwoche mit Kriegsnachrichten in Wiesbaden ganz still geworden; man schlief daraus, daß inzwischen nichts Wichtiges vorgefallen sei, und daß es auch mit den Russen noch nicht so gefährlich sei, wie es letzten geliehen habe. Allerdings ändert sich die Auffassung der Lage sehr rasch; am 15. Oktober schreibt Bielius: „Seit einigen Tagen ist man wieder aufs neue in einiaer Unruhe wegen der Kriegsangelegenheiten, indehnen scheint doch die Gefahr noch nicht so nahe zu sein, und wird, wenn sie wirklich eintritt, hoffentlich beher vorübergehen, als wir es uns vielleicht anheko denken.“ Greifbare Nachrichten fehlten vollkommen, jedoch man immer noch Zeit fand, sich mit den Angelegenheiten des täglichen Lebens eingehend zu beschäftigen; da war namentlich das abcheuliche näkaste Wetter, das den letzten Rest von Hoffnung auf eine einigermaßen verwertbare Weinernte zunichte machte, die Familie Bielius persönlich aber wurde schmerzlich berührt durch die ersten Schritte, welche zur praktischen Durchführung der Stadterweiterung damals getan wurden; der Vater schreibt darüber am 18. Oktober: „Gestern ist die Straße, welche an des Mahrens und unjerm Haus vorbei in die Friedrichstraße ziehen soll, abgesteckt worden. Sie soll 60 Schuhe breit werden, wie die Friedrichstraße. — Dadurch verlieren wir nicht nur ein großes Stück vom Wallengarten bis weit über den aroken Apfelbaum, sondern auch die Hälfte von unjerm Hausgarten, so daß die Scheidewand mitten durch den breiten mittlern Weg bis auf das Ed unjeres Hauses ziehet. Des Ruhbeds Haus und Hof fällt ganz in die Straße, und von der Schule schneidet sie beinahe die Hälfte ab.“

„Es thut mir der Verlust unjeres schönen Gärtchens sehr leid, indem solches nun ganz zerstört wird, und als Garten gar nicht mehr bleiben kann; ich hoffe indehnen immer noch, daß es sich noch etwas abändern werde, obgleich wenig Aussicht vorhanden ist. — Man muß sich also solches gefallen lassen, es geht in der Welt nicht anders her, dasjenige, was man am liebsten hat, verliert man gewöhnlich am ersten. — Diesen Winter kann nun aber doch nicht viel mehr gemacht werden, und im künftigen Frühjahr kehret es vielleicht anders aus.“

\*) Fortsetzung aus Nr. 17 vom 21. Januar.

\*\* Ferdinand v. Hagen, 1779 in Halle a. S. geboren, trat 1807 als Rittmeister in nassauische Dienste, zeichnete sich als Führer der 2. Eskadron Reiterndient Jäger in Spanien hervor, zog aus, kommandierte 1817—1830 das 2. Infanterieregiment, † 17. Juni 1844 in Wiesbaden. Er war seit 1829 verheiratet mit der 1806 geb. Auguste Bielius, Schwester von Louis und August.

Diese Schlussbemerkung erwies sich später als sehr treffend, uns aber verrät sie mehr als irgend eine der bisherigen Äußerungen des Geheimrats die sonst koraxaltia verborgenen innersten Gedanken, ja vielleicht Hoffnungen.

Was nun die Veränderungen in dem aroken, zum Nonnenhof gehörigen Gelände betrifft, so ist bereits gesagt, daß sie mit der Stadterweiterung zusammenhängen. In der Friedrichstraße, nach dem regierenden Herzog benannt, stand bereits eine Reihe von Häusern, darunter das des Hofrats Louis Köhler, der die Christiane Bielius zur Frau hatte, an der Ecke der Kirchgasse; allerdings lag diese Gegend noch außerhalb der Stadtmauer, und sowohl die Umstände, mit denen es verbunden war, namentlich die durch das Stadttor in die Stadt zu kommen, als die Unsicherheit, insbesondere in Kriegszeiten, hätten vom Bau von Häusern dort abgerathet, wenn nicht den Bauherren durch landesherrliche Verfügnung recht erhebliche Vorteile zugebilligt worden wären. So erhielt jeder Baulustige, der sich verpflichtete, dort — ebenlo wie an der neu angelegten „Großen Allee“ (Wilhelmstraße) — ein zweistöckiges Haus mit einer Frontlänge von 50 Fuß und einer Tiefe von 30 Fuß zu errichten, zunächst den Bauplatz unentgeltlich — es war allerdings Regierungsland und insofern brachte der Staat in diesem Punkte kein Opfer —, sodann 10jährige Steuerfreiheit für den Bauplatz und zudem für jeden laufenden Fuß der Hauslänge eine Bauprämie von 25 Gulden. Solche Bevorzugungen wirkten anregend und bald wohnen so viele angelehene Leute, insbesondere Staatsbeamte, draußen, daß an die bessere Verbindung der Friedrichstraße mit der Altstadt herangetreten werden mußte. Dazu sollte die Neugasse, die zwischen Markt- und Ellenboengasse bereits vorhanden war, in südlicher Richtung verlängert werden; dieser Straßenanlage fiel, wie wir aus Bielius' Worten vernommen haben, ein Teil des schönen Gartens, der zum Nonnenhof gehörte, zum Opfer. Allerdings haben die Zeitverhältnisse hier, wie Bielius vorausgesehen hatte, hemmend eingewirkt; so ist z. B. das dem Schreiner Ruhbed gehörige Haus erst 1815 abgerissen worden.<sup>\*)</sup>

Von den weltgeschichtlichen Ereignissen jener Laae abnte man in Wiesbaden wohl überhaupt nichts. Der Vater schreibt am 19. Oktober: „Von Neualetten hört man dormalen hier gar nichts, außer daß noch immer viele Kranke und bliesirte Soldaten über Frankfurt kommen, welche theils dorten, theils im Amt Höchst Königstein und Wallau bleiben; sonst ist es noch immer ruhig, und man fürchtet sich hier nicht viel.“ Auch im nächsten Brief vom 22. Oktober wird nur von dem entsehllichen Glend der schwerkranken Soldaten in Frankfurt berichtet und die Söhne werden zur größten Vorsicht gemahnt, daß sie bei ihren Spaziergängen die über Würz und Ramberg führende Straße meiden sollen, auf der ununterbrochen Transporte am Kerentrieber erkrankter französischer Soldaten von Frankfurt nach Limburg stattfinden.

Erit aus dem Schreiben vom 26. Oktober sehen wir, daß die Ruhe, die bisher geherrscht hatte, nur die Stille vor dem Sturm war, und daß man endlich das Herannahen dieses Sturmes zu fühlen begann. Es heißt da: „Seit einigen Tagen ist man hier in großer Unruhe wegen der militärischen Ereignisse. — Alle Lazarethe und Blesirte, welche sich in Frankfurt, sowie auch zu Höchst, und in den Ämtern Wallau, Königstein v. befinden sind am letzten Sonntag (24. Oktober) auf einmal aufgedrochen und nach Mainz abgedacht worden. — Außerdem sollen viele Truppen sowohl bei Horschheim als durch Castell über den Rhein gegangen, und bei 12000 Mann in Mainz eingerückt sein. — Heute hört man, daß ein Regiment französischer Cavallerie, welches über Frankfurt bezogene, nach Mainz gekommen ist, und sämtliche künft. Primatische Soldaten von Frankfurt mit fortgenommen habe, wovon aber wieder ein guter Theil desertirt ist. — In Seligenstadt, 4 Stunden hinter Frankfurt sollen gestern die Bayern eingerückt sein. Gestern wurde auch das hiesige Militär in Urlaub geschickt; es ist nichts mehr hier, als diejenige Soldaten, welche aus dem hohenzollerischen sind. Mit dem Verschiden nach Spanien wird es also nun ein Ende haben. Dabingegen ist Herr von Breen\*\*“) heute als Groh-Major nach Spanien abgereist. Was er dorten für eine Bestimmung, oder welche Aufträge er hat, ist mir nicht bekannt. — In kurzem scheint es eine Veränderung zu geben, und man muß daher auf seiner Huth sein.“

Ein Zeichen der bevorstehenden Krisis waren auch die am 27. Oktober vom herzoglichen Staatsministerium erlassenen „Allgemeinen Vorschriften über das Verhalten bei etwaiger Annäherung des Kriegs-Schauplatzes“, die durch eine Extra-Beilage zum Verordnungsblatt veröffentlicht wurden.

\*) Val. Spielmann, Die Stadt Wiesbaden und ihre Bewohner am Anfang unjeres Jahrhunderts, Wiesbaden 1897.  
\*\*) Gemeint ist der herzogl. Kammerjunker, Hauptmann und Flügeladjutant Freiherr Friedrich Christian Theodor von Breen, seit 5. Juni 1813 Chef des Generalstabs, am 25. Oktober zum Major befördert und nach Spanien geschickt, um den dort kämpfenden nass. Regimentern den Befehl zu bringen, zu den Engländern überzutreten.